



Gunilla Süssmann, hier in der Nähe ihres Hauses in Norwegen, war so etwas wie ein Wunderkind.
Sie begann mit fünf Jahren Klavier zu spielen und wurde schnell erfolgreich

Der Verlust

Gunilla Süssmann ist eine erfolgreiche Konzertpianistin, als ihre Finger aufhören, ihr zu gehorchen. Sie leidet unter einer seltenen Musikerkrankheit. Aber wie soll sie weiterleben ohne das, was ihr am wichtigsten ist?

Bevor sie ihren Flügel endgültig weggab, ließ sie das große Arbeitszimmer fast ein Jahr lang unverändert. Ging nur durch die Flügeltüren, wenn sie Wäsche aufhängen musste, die woanders im Weg gewesen wäre. Dabei schaute sie zu Boden und vermied es, den Blick auf das Instrument zu lenken, das ihr Leben gewesen war. Früher hatte sie jeden Tag, sobald die Kinder in der Schule waren, darauf gespielt, bis sie nicht mehr konnte. Nun musste sie dauernd neue Routen ersinnen, weil sie die Begegnung mit ihrer Vergangenheit fürchtete. Auf dem Flügel ganz obenauf lagen die Noten, die sie zuletzt gespielt hatte: zwei Ravel-Stücke und das dritte Klavierkonzert von Bartók. Zeugnisse aus jener Zeit, da ihre Sprache auf einmal verschwand.

Vor etwa sieben Jahren fing es an, schleichend. Ein Problem mit der Feinmotorik, das heißt, ein Problem war es nicht sofort, eher das Gefühl: Irgendetwas war anders als sonst. Ein Mikromillimeter Unterschied vielleicht, die rechte Hand fühlte sich auf einmal ein wenig fremd an. »Es wird wieder vorbeigehen, es war sicher nur ein schlechter Tag«, habe sie sich damals gesagt. »Vielleicht hast du zu viel geübt.« Aber aus dem Tag wurde eine Woche, ein Monat und bald mehr. Sie merkte: Sie kann ihrer Hand nicht mehr trauen.

Wenn Gunilla Süßmann, 42 Jahre alt, in ihrem Haus in der Nähe von Oslo von jener Zeit erzählt, tut sie dies ohne Verbitterung. Sitzt da im blauen Wollpullover, bunte Armbänder am Handgelenk, mit der Klarheit eines Menschen, der sich gerade von seinem Meditationsbänkchen erhoben hat. Wenn sie mit ihrem leichten Akzent deutsch spricht, wirkt sie weich und zugewandt. Aber ihre beste Freundin habe einmal gesagt, sie sehe aus wie Daniel Craig, kurz bevor er sich als Bond den Weg frei schießt. Ihr stahlblauer Blick kann, wenn sie sich unbeobachtet wähnt, hart wirken. Eine Härte, die sich verflüchtigt, sobald sie lacht. Nur dass es in den letzten Jahren für sie wenig zu lachen gab.

Vor einem Jahr ist die Norwegerin, die lange in Weimar gelebt hat, zurück in ihre alte Heimat gezogen. Zur Heilung ihrer Wunden, wie sie sagt, und weil sie mag, wenn Kreise sich schließen. Sie lebt jetzt mit ihrem deutschen Mann, einem Orchestermusiker, und den beiden Kindern zur Miete in einem kleinen Holzhaus mit Seeblick. Zwischen See und leicht abfallendem Garten befindet sich eine Straße, die nicht weiter stört, denn es fährt kaum mal jemand vorbei. Sie liebt dieses helle, gemütliche Haus, obwohl sie es nicht perfekt findet. »Vielleicht gerade deshalb«, sagt Gunilla Süßmann, die in ihrem neuen Leben nicht mehr perfekt sein muss.

Sie erinnert sich noch, wie sie mit ihrer Cellopartnerin einmal mit abgegriffenen Koffern verschwitzt und ungeschminkt direkt vom Bahnhof in die feine Abendgesellschaft eines Klassikfestivals geraten war und befremdete Blicke auf sich zog. Von den gleichen Menschen, die sie später auf der Bühne frenetisch feierten. »Ab einem gewissen Spielniveau lebt man in einer fiktiven, entrückten Welt.« In der alle mitspielen, solange sie können.

Als die Probleme mit ihrer Hand begannen, trieb sie sich selbst an, noch härter zu üben. Für jedes Konzert studierte

sie mindestens fünf verschiedene Fingersätze ein, mit denen sie jede Passage zur Not auch anders greifen konnte. Kam, wenn es ging, drei Stunden früher in den Saal, um die Hand geschmeidig zu machen. Behauptete gegenüber anderen, sie brauche diese Zeit, um das Klavier kennenzulernen. Sechs Jahre lang waren ihre Auftritte, wie sie es heute nennt, »nur noch Zwang und Wille«. Manchmal geriet sie trotzdem in einen Spielrausch und dachte in kurzzeitigem Triumphgefühl: »Jetzt habe ich es weggespielt.«

Es war eine absurde Situation, denn ihre weltweiten Engagements liefen so gut wie nie zuvor. Sie hatte das erste Mal das Gefühl, ihre musikalische Sprache gefunden zu haben. Sie galt als eine der besten Konzertpianistinnen Europas. Doch immer öfter sperrte sich ihr Körper nun: Schwindelanfälle, Rheumaschübe, Bauchschmerzen, Zeichen der Erschöpfung und Überbelastung, die ihre Krankheit mit sich bringt. Sie konnte nicht mehr schlafen und magerte ab. »Ich schrie Menschen an, die ich eigentlich liebte«, sagt sie, und man sieht ihr an, wie leid ihr das immer noch tut. In einer Kirche vor 1500 Gästen spielte sie im Januar 2017 den Bach-Choral *Jesu, meine Freude*. Normalerweise keine große Sache, doch dieses Mal habe sie überlegt, mit Noten zu spielen. Dann habe sie doch auf das Sicherheitsnetz verzichtet, weil es ihr peinlich gewesen wäre. Als sie merkte, dass ihr das Stück zu entgleiten beginnt, wurde ihr schwarz vor Augen, und sie fiel ohnmächtig vom Stuhl.

Heute kann Gunilla Süßmann beim Kaffee ganz ruhig davon erzählen, wie eine Welt für sie zusammenbrach, hinter der sie völlige Leere wähnte. Denn was bleibt noch, wenn einem das Herzstück seines Lebens herausgerissen wird? Ein Wunderkind, das mit fünf Jahren anfängt, Klavier zu spielen, und schnell erfolgreich ist. Mit 24 ist sie bei den Internationalen Festspielen in Bergen 2004 eine der jüngsten Pianistinnen, die je beim traditionellen Abschlusskonzert zugelassen wurden. Bei der Midem, der weltgrößten Musikmesse in Cannes, ist sie 2005 als »Entdeckung des Jahres« nominiert. Sie spielt mit dem Concertgebouw Amsterdam und mit dem English Chamber Orchestra, tritt auf internationalen Festspielen und im Louvre auf. Spielt 15 CDs ein. Und dann soll auf einmal alles vorbei sein?

Wenn sie in niedrigem Tempo übe, gehe es vielleicht doch irgendwie, habe sie noch geglaubt. Und gab weiter Konzerte. Bis zu ihrem letzten, im März 2017. Während des Rachmaninow-Trios wird sie von Krämpfen geplagt, ihre Fingerkrallen sich zusammen, die Sechzehntel im 2. Satz sind zu schnell für sie. Wie im Albtraum: »Ich hatte das Gefühl, rennen zu wollen, aber kam nicht vom Fleck.« Die Finger kleben an den Tasten, jede schnelle Passage ein Wagnis, sie spielt verzweifelt ihrem musikalischen Ende entgegen, spielt, auch als sie schon längst nicht mehr alle Töne trifft, immer weiter mit dieser Krallenhand. »Zum Schluss habe ich fast nur noch mit den Fingerknöcheln gespielt.« Als sie am nächsten Morgen mit Nasenbluten aufwacht, ist ihr Arm mit blauen und roten Flecken übersät, Blutergüsse von der Hand bis zur Schulter. Sie sagt alle bereits gebuchten Konzerte ab.



Finanziell war die Krankheit eine Katastrophe, Süssmann hatte keine Rücklagen. Auch deshalb arbeitete sie vorübergehend als Blumenverkäuferin

Am Ende einer Ärzte-Odyssee landet sie in einem Münchner Musikmedizinzentrum. Dort muss sie sich neurologischen Tests unterziehen. Beim dritten Treffen fragt der Arzt: »Frau Süssmann, haben Sie noch andere Interessen?« Als sie das Gebäude verlässt, erinnert sie sich, habe sie wie durch Pergamentpapier auf die Menschen geblickt, die dort in der Sonne Eis aßen. Aber sie sei ganz ruhig gewesen, als sie leise zu sich sagte: »Das war's.«

Glenn Gould litt darunter, Leon Fleisher und auch Robert Schumann: Die Fokale Dystonie ist eine krampfartige Bewegungsstörung, die etwa ein Prozent aller Profimusiker betrifft, vor allem Geiger und Pianisten. Wie bei einem Schreibkrampf, bei dem sich Muskelgruppen schmerzhaft zusammenziehen, kommt es zu einem Verlust der feinmotorischen Kontrolle. Die Ursachen sind wenig erforscht. Man vermutet eine Störung der unbewussten Regulation der Motorik in den Basalganglien des Gehirns, dem Zentrum, das auch Parkinson auslösen kann. Aktuelle Studien stellen einen Zusammenhang zwischen stark übertrainierten Bewegungen und dem Ausbruch der Krankheit her, dem mindestens 10.000 Übungsstunden vorausgehen – was erklären könnte, dass vor allem Spitzenmusiker erkranken. »Ich habe nie auf mich geachtet«, sagt Gunilla Süssmann. Ihre Kindheit: streng. Zu Hause nur klassische Musik, alles andere ist ihr verboten. Der Vater, selbst Geiger, will, dass auch sie klassische Musikerin wird. Sie tut, was er sagt, will

seine Achtung, ist sein Projekt. Erst als sie in Oslo studiert, gewinnt sie Distanz. Fällt aber in ein neues Extrem: Sieht, was sie durch Arbeit erreichen kann. Und macht bald nichts anderes mehr. Jahrelang übt sie 15 Stunden am Tag. Erst wenn alles wehtut, hat sie das Gefühl, genug getan zu haben. Kein anderer Student hat so »verrückte Projekte« wie sie: fünf Klavierkonzerte einstudieren in drei Wochen. Oder Chopins 24 Etüden. Musik als Leistungssport.

Nach vier Jahren Oslo kommt sie, 23-jährig, als Meisterschülerin nach Hannover in die Solistenklasse. Die Hochschule dort ist laut Gunilla Süssmann »vielleicht nicht der glücklichste Ort auf Erden«, dafür »mit einem unfassbar hohen Niveau und den besten Professoren der Welt«. Bis heute könne sie keine Musikhochschule betreten, weil es ihr die Luft zum Atmen nehme. Sie hört noch den Nachhall jener Sätze: »Jetzt hast du die Chance! Jetzt musst du alles geben!« Sie sieht, wie hier Leute verschlissen werden, wie Studenten immer wieder Sehnenscheidenentzündungen bekommen und irgendwann einfach nicht mehr erscheinen. Ihre Krankheit, sagt Gunilla Süssmann, könnte auch die Folge eines Ausbildungssystems sein, das sich für die Balance seiner Studenten nicht interessierte.

Es gibt Musiker, die können nicht zu viel üben, weil es die Stellung nicht erlaubt oder es eine andere natürliche physische Sperre gibt. Bläser oder auch Sänger. Beim Klavier ist es anders. Pianisten üben ohne Unterbrechung. Und sie müssen so viel üben, weil es so viele Pianisten gibt. Auch das Repertoire ist größer als für jedes andere Instrument, denn die meisten Komponisten haben zunächst fürs Klavier komponiert. »Es gibt so viel Material«, sagt Süssmann, »dass man ein ganzes Leben lang jeden Tag neue Stücke spielen könnte.« Zur Spitze vorzustoßen ist deshalb ein sehr schwieriger Weg. Man könnte auch sagen: ein besonders ungesunder. Im Spätsommer 2017 geht sie in Berlin drei, vier Mal zu einem Psychotherapeuten, selbst Pianist und mit der Krankheit aus eigener Erfahrung vertraut. »Retraining« heißt der Prozess, auf den sie sich einlassen soll und nicht kann. »Schon das Wort setzte mich unter Druck«, sagt sie. Wer in ihrem Alter ein paar Jahre abtaucht, kehrt nicht so einfach auf die große Bühne zurück. Es gebe auch keine Garantie, sagte der Therapeut. Der Weg scheint ihr endlos. Und auch zu teuer. Eine Sitzung 150 Euro, etwa fünf Jahre lang müsste sie durchhalten, vielleicht auch zehn. Sie bricht ab.

Sie versinkt in tiefe Depression, verweigert sich jedoch Medikamenten, weil sie der Überzeugung ist, sie müsse sich diesem Gefühl stellen. Wie ferngesteuert bewältigt sie den Alltag. »Ich war vollständig leer«, sagt sie über diese Zeit. Sie erinnert sich, wie sie sich vorkam, als wäre sie »eingewachsen in einem Baum, Arme und Beine zu Wurzeln erstarrt. Ich stellte mir vor, wie Menschen an mir vorbeigingen und über mich redeten. Aber ich konnte nicht reagieren.« Sie möchte die Augen schließen, das Licht löschen. Doch sie darf nicht. Sie beißt sich in die Arme, bis es blutet. Sie hofft, dass ihr der Umzug nach Norwegen helfen wird. Doch statt Erlösung anfangs nur Leere und zähes Warten auf lichte Tage. »Ich

habe meine Kinder angeschaut, die im Garten spielten, aber ich empfand nichts dabei.« Natürlich hat ihre Familie sie unterstützt, war für sie da. »Aber ich war ja nicht da.« Wenn ihr Mann sie beruhigen will, indem er sagt, er habe nicht mit einer Pianistin zusammen sein wollen, sondern mit ihr, antwortet sie: »Aber du kennst mich nur als Pianistin.«

Finanziell sei die Krankheit eine Katastrophe, sagt sie. Sie habe keine Berufsunfähigkeitsversicherung und kaum Rücklagen. Weil sie Geld braucht, verkauft sie den Flügel. An jenem Tag im November 2018, als sie ihn abholen lässt, will sie allein sein. Die Kinder hat sie zu Freunden geschickt. Das Instrument steht schon seit ein paar Monaten eingelagert in einer nahe gelegenen Halle, und als die Möbelträger kommen, zieht sie es vor, zu Hause zu bleiben. Sie hatte ein schlechtes Gewissen, erinnert sie sich, das Gefühl, sich nicht richtig verabschiedet zu haben. Aber wie macht man das? Sich von einem Flügel verabschiedet? Hätte sie hingehen sollen, ihn streicheln und sagen: »Ich hab dich lieb?« Ja, vielleicht, sagt sie heute.

Sie bewirbt sich, weil sie der Musik aus dem Weg gehen möchte, bei Tankstellen und in Supermärkten. Schreibt 32 Bewerbungen und bekommt ausschließlich Absagen. »Es war, als wäre ich unsichtbar geworden«, beschreibt sie ihr Gefühl von damals. Freunde raten ihr, mit dem Dirigieren anzufangen, weil man es fast ewig machen kann, einer der wenigen Musikerjobs, in dem Alter ein Qualitätsmerkmal ist. Eigentlich hat sie keine Lust dazu. Obwohl sie merkt, dass ihre neue Art, Musik wahrzunehmen, dabei helfen könnte. Sie ist nicht mehr verstellt durch die Sicht auf ihr eigenes Instrument. »Manchmal weiß ich jetzt viel schneller, wie etwas klingen müsste.«

Ihre 33. Bewerbung hat Erfolg. Beim Vorstellungsgespräch für ein Blumengeschäft wird sie gefragt: Hast du Erfahrungen mit einem Blumenladen? Nein, antwortet sie. Und mit der Kasse? Nein. Sie habe überlegt, ob sie die Reißleine ziehen und einfach abhauen solle. Aber dann habe sie gesagt: Ich habe ein gutes Auffassungsvermögen und lerne schnell. Sie bekommt den Job, befristet zur Aushilfe, und fängt im Dezember 2018 an. Am Morgen muss sie den Laden öffnen, ab 8.30 Uhr die Lieferungen entgegennehmen und einen Tagesplan für das Wässern erstellen. Die Luft ist so trocken, dass sie bereits mittags einen roten Rand um die Lippen hat. Die meisten anderen, die hier arbeiten, sind junge Studentinnen. Einige von ihnen fragen sie: Bist du wirklich diese Pianistin? Sie antwortet freundlich, aber nicht zu ausführlich. Sie will nicht, dass sie hier diejenige ist, die eigentlich etwas anderes macht. Etwas Besonderes. Der Job ist anstrengend, Vorweihnachtsgeschäft, die Kunden sind ungeduldig. »Anfangs wollte ich besonders schnell machen, damit niemand sauer wird, aber irgendwann war es mir egal. Ich sagte immer dasselbe: Dass die Blumen angeschnitten werden müssen. Oder wie sie zu gießen sind. Guten Tag und Auf Wiedersehen.« An einem einzigen Tag packt sie 154 Weihnachtssterne ein und bindet 20 Grabkränze. »Wenn ich nach der Arbeit mit dem Bus nach



Um ihre Kreativität neu zu kanalisieren,
fing sie an zu malen. Stundenlang sitzt sie in ihrem Atelier.
Oft malt Gunilla Süssmann ihre Hände

Hause fuhr, fühlte ich mich ausgelaugt, meine Hände waren zerkratzt, und mein Heuschnupfen machte mich fast wahnsinnig.« Trotzdem ist es ein schönes Gefühl. Sie hat etwas getan. Und auch ein bisschen Geld verdient.

Wochen später erzählt sie am Telefon von einem Erlebnis im Februar 2019, das eine Art Wende für sie einleitet. Eine Begegnung in der Dunkelheit. Am Abend ging sie Holz für den Kamin holen. Draußen lag Schnee. Sie habe sich erschrocken, als ein Schatten in ihr Blickfeld geriet: Eine Elchmutter trabte mit ihrem Jungen durch den Garten, wenige Meter an ihr vorbei. Die Kälte hatte die Tiere von den Bergen hinuntergetrieben. »Erst hatte ich ein bisschen Angst, dann spürte ich die Ruhe der Elchmutter, die langsam auf mich überzugehen schien. In diesem Moment fühlte ich mich selbst wie ein wildes Tier. Als hätte sich durch die Krankheit für mich eine Käfigtür in die Freiheit geöffnet.« Zum ersten Mal seit Langem sei sie wieder in sich zu Hause gewesen.

Um ihre Kreativität neu zu kanalisieren, fängt sie an zu malen. Stundenlang sitzt sie in ihrem Atelier, das sie während des langen norwegischen Winters kaum warm bekommt. 18 Grad minus den ganzen Januar, selbst im April an einigen Tagen noch Schnee. Sie malt ihre Hand, die ihr die Gefolgschaft verweigert, und das, was sie ihre »komischen Freunde« nennt: mit schnellen Strichen gefertigte Porträts, die wie Zerrbilder ihrer selbst wirken. Ein tiefer Schrecken steht in diesen Gesichtern, die aus der Form gefallen sind.

Mund, Nase, Augen, nichts ist an seinem Platz. So sieht sie sich, als sie auf den Frühling wartet.

Versteckt unter riesigen Kopfhörern lauscht sie Anfang Mai 2019 der Musik. Weil sie Synästhetikerin ist, kommen die Töne immer auch als Farben und Gefühle zu ihr: Es-Dur ist tiefblau für sie, b-Moll burgunderrot. Bei A-Dur sieht sie stets Grün, fühlt sich, wie sie sagt, als würde sie mit der Hand über frisch gemähtes Gras streichen. Große Probleme hat sie dagegen mit D-Dur, »ein schreiend grelles, fast schmerzvolles Licht«. Sie wechselt die Musikstücke willkürlich. Manchmal wirkt sie traurig, in sich gekehrt, als müsse sie etwas verschließen. Dann wieder lächelt sie innig. Es habe eine Weile gedauert, bis sie die Nebenwirkungen des Verlusts genießen konnte, »bis ich ein Geschenk darin sah«. Dass sie am Wochenende jetzt mehr Zeit für die Kinder hat. Nach einem gemütlichen Frühstück war sie heute draußen im Garten, hat sich um die Blumen gekümmert und ein paar Stühle, die sie restaurieren will, abgeschliffen, von Hand, weil sie gern mit Holz arbeitet. Solange sie nicht Klavier spielt, machen die Hände ja alles mit. Früher hätte sie gesagt: »Mist, Samstag, keine Schule, also auch kein freier Tag, wie organisiere ich das?« Denn sie musste ja üben. Ständig. Das ganz normale Leben ein einziger Angriff auf ihre Arbeitsdisziplin. »Alles außerhalb der Musik schien mir entbehrlich.« Nichtmusiker hat sie nie wahrgenommen, worüber hätte sie mit ihnen reden sollen?

»Eigentlich ein absurder Job«, sagt sie, als sie in der Küche das Gemüse schneidet, während ihr Mann mit der jüngeren Tochter Hausmusik macht, von der sie nun ausgeschlossen ist: »Du bereitest dich ein, zwei, oft drei Monate auf ein Stück vor, dann hast du ein Konzert, manchmal zwei. Und musst da alles reinstecken.« Der gewaltige Stress erschließt sich dem Konzertbesucher nicht. »Auch nicht dem Orchestermusiker«, wirft ihr Mann Fritz ein. Der Hornist weiß, wie sie manchmal über die Solisten sprachen. »Hm, falschen Ton gespielt, kriegt da Tausende von Euros bezahlt, na ja, sieht gut aus ...« Wenn Fritz von den Proben kommt, kann sie nachvollziehen, wie voll und zugleich leer er dann ist. Aber er ist unsicher, ob er darüber erzählen soll. Und sie noch nicht sicher genug, um ihn dazu zu ermutigen.

Bisher hat sie jeden Flügel gemieden. Doch an manchen Tagen denkt sie, es wird sie nicht umhauen, schlimmer kann es nicht kommen. In der Verhaltenstherapie ist die Konfrontation, wie sie weiß, schließlich eine wirksame Methode. An diesem Tag im Mai, in einem Moment der Zuversicht, macht sie sich auf den Weg. Ein paar Autominuten von ihrem Haus entfernt liegt das Kulturforum »Festiviteten«. Vor 15 Jahren hat sie hier Konzerte gegeben, auf einem Carl-Sauter-Flügel, der damals eingeweiht wurde. Der gleiche Flügel wie ihrer. »Ich gehe zu Carl«, hat sie früher immer gesagt. Jetzt ist sie mit der Situation überfordert, ist unsicher, wie sie sich ihrer Vergangenheit nähern soll. Schleicht um den Flügel herum, streicht über den schwarzen Lack, kniet minutenlang vor dem Klavierhocker nieder. Als sie wieder geht, ist sie nicht einmal in die Nähe der Tasten gekommen.

Im Februar hatte sie einen Arbeitsvertrag am Osloer Flughafen unterschrieben, die erste feste Stelle ihres Lebens. Seitdem verkauft sie Uhren, Sonnenbrillen und mit Goldaccessoires besetzte Handtaschen, die sie »ein bisschen mafiamäßig« findet. Sie selbst hat nur einen Rucksack, der bald auseinanderfällt. Mit den Kassen hat sie eine Weile Probleme, dafür weiß sie nach kürzester Zeit alles über Sonnenbrillen.

Viele ihrer Musikerfreunde finden es absurd, dass sie am Flughafen arbeitet. Aber für sie ist es ein Schritt zurück ins Leben. Sie mag den Laden, ihre Chefs und auch die Kollegen. Wenn sich Kunden unverschämt benehmen, muss sie mit ihrem Stolz kämpfen. »In solchen Momenten denke ich manchmal: Soll ich sagen, wer ich eigentlich bin? Was ich gemacht habe?« Aber sie sagt nichts, denn ihr ist klar: Das hätte auch sie sein können. Wenn sie kurz vor einem Auftritt noch hektisch etwas erledigen musste und die Verkäuferin anfuhr, weil es ihr nicht schnell genug ging.

Ihr neues Leben hat sie demütig werden lassen. Sie sagt, sie schaue jetzt anders auf die Menschen. Wenn sie zur Schule fährt, um ihre Töchter abzuholen, möchte sie sich am liebsten vor den Lehrern verneigen. Oder diese wunderbare Cellistin an der Musikschule ihrer Tochter, die die Kinder immer mit strahlenden Augen anschaut und mit so viel Zärtlichkeit unterrichtet. Am Anfang hielt sie die Frau für »eine von diesen verbitterten Musikern, die es nicht geschafft haben« und dann eben Lehrer werden. Was man so denkt, wenn man sich eigentlich keine Gedanken macht. »Was für ein großer Mensch«, sagt Gunilla Süssmann heute. Sie schäme sich dafür, wie unrecht sie ihr tat.

Am 28. Mai 2019, es regnet, ist sie ganz allein im Flughafenladen, weil die Kollegen krank sind. Es geht ihr nicht gut, sie hatte sich auf die freie Stelle eines künstlerischen Leiters an der Osloer Oper beworben, ein Job, wie für sie geschaffen, weil er ihr die Verbindung zur Musik lassen würde. Sie hat zwei anstrengende Vorstellungsgespräche hinter sich und 49 Mitbewerber im Rücken, und nun meldet sich die Oper schon viel zu lange nicht. Eine SMS gegen Mittag: »Wir müssen mit dir reden!« Das Geschäft ist brechend voll und Telefonieren während der Arbeitszeit tabu. Aber dieses eine Mal wagt sie es, sich darüber hinwegzusetzen. In einem günstigen Moment schiebt sie die Ladentür kurzerhand zu, sagt, sie müsse etwas mit dem Lager klären. Und wählt die Nummer ihres künftigen Arbeitgebers.

Hinter der Geschichte: Als unser Autor Andreas Wenderoth einer Bekannten, der Cellistin Tanja Tetzlaff, gegenüber erwähnte, dass er gern über die Krankheit Fokale Dystonie schreiben wolle, verwies sie ihn an ihre langjährige Duettpartnerin. Wenderoth lernte Gunilla Süssmann im Oktober 2018 in Bremen kennen, im Mai 2019 traf er sie in Oslo. Außerdem telefonierte sie mehr als ein Dutzend Mal